

Bernd Gausemeier

Von der Ahnentafel zur totalen Genealogie

„Wissenschaftliche Genealogie“ als biologisch-soziales Hybridfeld um 1900

Mit ihrem Gründungsjahr 1920 war die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung ein Nachzügler in der Welt der genealogischen Vereine. Die Welle entsprechender Vereinsgründungen begann andernorts bereits zur Zeit der Reichsgründung, ein Umstand, der auf die enge Beziehung zwischen bürgerlichem Genealogieinteresse und nationalistischer Begeisterung verweist. Allerdings kann die Faszination für die eigene Abstammung ebenso wenig allein auf diesen Aspekt zurückgeführt werden wie auf einen apolitischen Rückzug ins Private. Thomas Nipperdey konstatiert, dass die Familie in der Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts – trotz des gleichzeitigen Aufstiegs des bürgerlich-liberalen Individualismus – eine geheiligte Institution war. Die „Familienreligion“ füllte nach seiner Interpretation die Lücke, welche die schwindende Kraft traditioneller religiöser Sinnstiftung hinterließ.¹ Das gesteigerte Interesse an Familienverhältnissen kann aber auch als Resultat sozialökonomischer Veränderungen gedeutet werden. Laut dem Sozialhistoriker David Sabeau führte die Ausbreitung des Realerbrechts dazu, dass Verwandtenehen in diesem Zeitraum in Mitteleuropa einen historischen Höchststand erreichten. Eine bewusste Heiratspolitik innerhalb des Familienkreises sollte das Auseinanderfallen von Grundbesitz verhindern.²

Die Genealogie erhielt im 19. Jahrhundert jedoch nicht nur dadurch Auftrieb, dass sie der Stiftung von Identität oder der Kennzeichnung familiärer Allianzen diene. Die neue bürgerliche Form der alten adeligen Praxis hatte eine Kehrseite: die, wie es Michel Foucault an einer zentralen Stelle seiner Geschichte der Sexualität ausdrückt, „umgekehrte und dunkle Ahnentafel, deren beschämende ‚Adelstitel‘ die Krankheiten oder Belastungen der Verwandtschaft waren.“³ An Stelle einer „Sorge um den Stammbaum“ trat eine „Besorgnis um die Vererbung.“³ Es ist schwer zu übersehen, dass seit dem späten 19. Jahrhundert die Medizin zu einem der wichtigsten Anwendungsgebiete der Genealogie wurde, insbesondere darum, weil

1 Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1994. S. 43–44.

2 Sabeau, David W.: From Clan to Kindred: Kinship and the Circulation of Property in Premodern and Modern Europe: In: Heredity Produced. At the Crossroads of Biology, Politics, and Culture. 1500–1870. Hrsg. von Staffan Müller-Wille u. Hans-Jörg Rheinberger. Cambridge MA 2007. S. 37–59, hier S. 47.

3 Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M. 1983. S. 150.

die Angst vor einer erbbedingten nervlichen Degeneration sich als zentrales Moment eines neuen, biologisch definierten Menschenbildes etablierte. Die Stammbäume und Ahnentafeln „erblich belasteter“ Familien wurden gleichermaßen Sinnbild und Arbeitsmaterial einer politischen Wissenschaft, die auf diesem Menschenbild aufbaute – der Eugenik. Wie aber war es möglich, dass eine Praxis, die traditionell der Repräsentation guter Abstammung gewidmet war, in den Dienst einer Suche nach negativen Erbanlagen trat? Existierten im späten 19. Jahrhundert diese beiden Formen von Genealogie parallel nebeneinander oder trat, wie es Foucault nahelegt, die neue, analytische Form an die Stelle der alten, repräsentativen? Ich möchte in diesem Beitrag darstellen, dass sich beide Ausprägungen keineswegs klar voneinander trennen lassen, sondern dass die Genealogie zu einem hybriden Feld wurde, auf dem sich das Interesse an der Abstammung und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vererbung überlappten und wechselseitig beeinflussten. In Deutschland trat diese Entwicklung besonders klar hervor, da sich um 1900 unter dem Namen der „wissenschaftlichen Genealogie“ ein Diskursfeld herausbildete, auf dem Mediziner, Historiker, Naturwissenschaftler und Amateurgenealogen das Konzept einer transdisziplinären Wissenschaft diskutierten. An diesem Diskurs wird deutlich, wie vielfältig die Ideen und Fragestellungen waren, die in dieses neue Verständnis der Genealogie eingingen, aber auch, wie sehr es mit dem Ziel einer eugenischen Kontrolle der Gesellschaft verbunden war.

Genealogische Gesellschaftstheorie

Im April 1912 fand unter der Leitung des Psychiaters Robert Sommer an der Universität Gießen eine Veranstaltung statt, die heutzutage von jeder Universitätsverwaltung als vorbildlicher Beitrag zur Förderung des interdisziplinären Austausches gefeiert würde. Der „Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre“ zog 160 Teilnehmer an, unter ihnen neben Fachkollegen Sommers auch Vertreter anderer medizinischer Disziplinen, Naturwissenschaftler, Psychologen, Historiker und Juristen; die letztgenannten traten teilweise als Vertreter genealogischer Vereine oder staatlicher Institutionen auf. Laut Sommer war es das übergeordnete Ziel des Kurses, eine „gemeinsame Arbeit von Vertretern der verschiedenen Berufskreise in Bezug auf das Thema der angeborenen Anlage hervorzurufen“.⁴ Für den umtriebigen Psychiater, der

⁴ Sommer, Robert: Bericht über den II. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen. In: Klinik für psychische und nervöse Krankheiten 7 (1912). S. 150 – 342, hier S. 153f.

sich stets für engere Verbindungen zu den Nachbardisziplinen stark machte, war dies kein neues Anliegen. Schon vier Jahre zuvor hatte er auf einem ersten, noch weniger frequentierten „Kurs“ versucht, Beziehungen zwischen der großen Gruppe der Amateurgenealogen und Wissenschaftlern zu vermitteln, die ein professionelles Interesse an den Praktiken der Familienforschung hatten. Tatsächlich führte dieser erste Gießener Kurs zu einer Verbindung von zwei Institutionen, deren Interessen auf den ersten Blick sehr unterschiedlich erscheinen: einerseits der Leipziger „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“, die sich bei ihrer Gründung 1904 zum Ziel gesetzt hatte, eine Vernetzung und Indexierung der in Deutschland vorhandenen genealogischen Quellenbestände zu erreichen; andererseits der Gesellschaft für Rassenhygiene, in der sich 1905 die führenden Propagandisten der aufstrebenden Eugenikbewegung zusammengeschlossen hatten.⁵ Die beiden Vereine vereinbarten, gemeinsam das Ziel einer „exakten Familienforschung, besonders im Hinblick auf die Erscheinungen der Vererbung, Degeneration und Regeneration“ zu fördern. Das bedeutete konkret, dass die „Zentralstelle“, neben den Findmitteln und Sammlungen, die sie für die Nutzung durch Hobbyforscher anlegte, auch ein Archiv für familiengeschichtliche Materialien aufbauen sollte, die vermeintlich relevant für das Verständnis der „Vererbung“ von Krankheiten und anderen menschlichen Eigenschaften waren.⁶

Die Amateurgenealogen, Eugeniker und Mediziner, die in Sommers Kursen zusammenkamen, einte ein Grundgedanke: weil die Vererbung das grundlegende wissenschaftliche Problem der Zeit war, kam der Genealogie eine neue, zentrale Aufgabe in der Ordnung der Wissenschaften zu. Eine Erforschung der Vererbung beim Menschen erforderte die systematische Erfassung von genealogischen Informationen. Die Familienforschung wurde damit von einer privaten Liebhaberei zu einer wissenschaftlichen Aufgabe und jeder Freizeitgenealoge zum potentiellen Mitarbeiter an dieser Aufgabe. Es waren vor allem Mediziner wie Sommer, die dieses Konzept einer neuen naturwissenschaftlichen Genealogie verbreiteten. Der wichtigste Stichwortgeber des Diskurses war jedoch ein Historiker. Ottokar Lorenz (1832–1904), Ordinarius an der Universität Jena, gehörte zu den konservativsten Vertretern seiner Zunft.⁷ Sein Eintreten für eine Wiederaufwertung der Genealogie war zunächst Ausdruck eines Kreuzzuges gegen alle modernen – das hieß soziologisch, kulturhistorisch und nationalökonomisch beeinflussten – Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Das ‚Zurück-zu‘ einer Darstellung der „natürlichen

⁵ Zur Geschichte der „Zentralstelle“ vgl. den Aufsatz von Katrin Heil in diesem Band.

⁶ Breyman, Hans: Geschäftsbericht des Vorsitzenden. In: Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte 4 (1909). S. 105–109, hier S. 106f.

⁷ Backs, Silvia: Lorenz, Ottokar. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15 (1987). S. 170–172.

Bande“, welche die herrschenden „Geschlechter formten“⁸, wurde jedoch mit dem 1898 erschienenen „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie“ ein ‚Hin-zu‘ einer Vereinigung von Geschichts- und Naturwissenschaft.⁹ Es war die moderne Biologie, speziell die viel diskutierte Vererbungslehre August Weismanns, die Lorenz die theoretische Vorlage dafür bot, nicht nur gegen den Ruf der Genealogie als veralteter Amateurdisziplin anzuschreiben, sondern sie als Grundlage einer neuen Wissenschaft vom Menschen zu postulieren. Sein „Lehrbuch“, das entgegen seinem Titel kaum methodologische Prinzipien vermittelte, kreiste dabei um ein Kernmotiv: die neue, biologisch begründete Genealogie musste auf dem Darstellungsprinzip der „Ahnentafel“ aufbauen und sich vom Motiv des Stammbaumes verabschieden. Führt dieses eine verzweigte Verwandtschaft auf Stammeltern (oder oft nur einen Stammvater) zurück, ordnete jene die gesamte Aszendenz einer Person streng in aufsteigenden Linien an. Sie entsprach damit dem Schema der Vererbung des „Keimplasmas“ nach Weismann. Nach der Theorie des Freiburger Zoologen vermengten sich bei der Fortpflanzung die gesamten Erbsubstanzen zweier Individuen.¹⁰ Potenziell trug also jedes Individuum Bestandteile der „Keimplasmen“ aller Mitglieder einer noch so weit entfernten Ahnengeneration in sich; die Ahnentafel repräsentierte damit die Erbanlagen einer Person. Lorenz drehte also – ganz im Sinne der oben erwähnten Beobachtung Foucaults – die Suche nach dem noblen Ursprung buchstäblich in eine Analytik der Vererbung um.

Alle weiteren Grundgedanken des „Lehrbuches“ ergaben sich direkt aus dem Ahnentafel-Prinzip. Lorenz konnte sich in seinem Feldzug für die Genealogie zwar auf die zahlreichen Familienstudien zeitgenössischer Ärzte über psychische und pathologische „Vererbung“ berufen, wandte sich jedoch gegen die vor allem von französischen Psychiatern propagierte Theorie einer galoppierenden psychopathologischen Degeneration. Für Lorenz war die Degenerationsangst sowohl selbst ein Zeichen von Hysterie als auch eine Folge dilettantischer Genealogie – ihre Vertreter suggerierten mittels selektiver Stammbaumlinien eine Akkumulation des Wahnsinns, wo die Ahnentafel den Anteil devianter Vorfahren relativiert hätte.¹¹ Die Ahnentafel sollte aber nicht nur einen nüchternen Blick auf Erbgänge vermitteln. Wichtiger noch war Lorenz die Erkenntnis des „Ahnervenlustes“, das

⁸ Lorenz, Ottokar: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891. S. 188.

⁹ Lorenz, Ottokar: Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin 1898.

¹⁰ Weismann, August: Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung. Jena 1892.

¹¹ Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 437f.

heißt des Phänomens, dass infolge von Verwandtenehen die tatsächliche als Anzahl der Ahnen geringer sein konnte als die theoretische. Für den exzellenten Kenner europäischer Hochadelsfamilien war dies keineswegs – wie viele Degenerationstheoretiker mutmaßten – eine außergewöhnliche und gefährliche Erscheinung; schließlich hatte auch der herrschende deutsche Kaiser 74 anstelle von 128 zu erwartenden Ur-Ur-Ur-Ur-Urgroßeltern.¹² „Ahnenerbverlust“ war nicht nur eine Normalität, sondern das entscheidende Grundprinzip menschlicher Fortpflanzung. Es lag „in der Menschennatur“, innerhalb einer bestimmten, gleichartigen Gruppe zu heiraten und so „die Ahnenmasse zu verringern.“¹³ Es war das Prinzip, nach dem sich Familie, Gruppe, Stämme und „Rassen“ mit ihren besonderen Eigenschaften herausbildeten und abschlossen. Es war der Begriff des Ahnenerbverlustes, nicht der Bezug auf die Vererbung einzelner psychischer oder pathologischer Eigenschaft, der Lorenz’ „wissenschaftliche Genealogie“ zu einer biologistischen Gesellschaftstheorie machte. Ihr Kerngedanke war, dass alle gesellschaftlichen Verhältnisse letztlich auf Abstammungs- und Vererbungsverhältnissen beruhten – und dass diese Verhältnisse natürlich begründet und damit nicht hinterfragbar waren.¹⁴

Es war wohl diese Konsequenz, mit der Lorenz alle wesentlichen wissenschaftlichen Fragen in genealogische Fragen verwandelte, die ihn zum Referenzpunkt sowohl bei den historisch orientierten Genealogen als auch bei den genealogisch orientierten Medizinern machte. Der Einfluss des „Lehrbuchs“ war wesentlich dafür, dass beide Gruppen eine kleine, aber sendungsbewusste Diskursgemeinschaft bildeten. Lorenz’ Ahnentafel-Konzept sowie der Schlußschluss zwischen familienkundlichen und eugenischen Organisationen gaben diesem Diskurs eine besondere deutsche Prägung; die Neubewertung der Genealogie als Scharnier zwischen den Wissenschaften von der Gesellschaft und vom Leben war indessen keine nationale Besonderheit. In Großbritannien waren entsprechende Ideen schon früher geläufig. Henry E. Malden, Sekretär der Royal Historical Society, plädierte schon zehn Jahre vor Lorenz’ Lehrbuch für eine Aufwertung der Genealogie. Auch Malden bezog sich primär auf Fragen der Vererbung von Charaktereigenschaften und Fähigkeiten in Herrscherhäusern, auch er zog von hier Analogien zu den erblichen Qualitäten ganzer Gruppen und Völker, wobei er großzügig Stereotypen über „rassische“ Eigenarten bediente. Ähnlichkeiten bestanden ferner hinsichtlich der Betonung der mütterlichen Erblinien und der Notwendigkeit, vollständige Ahnentafeln zu rekonstruieren. Ein

¹² Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 297–301.

¹³ Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 334.

¹⁴ Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 312.

augenfälliger Unterschied zu Lorenz zeigte sich darin, dass der englische Historiker sein Plädoyer nicht durch einen Bezug zur theoretischen Biologie, sondern zur alltäglichen Zoologie untermauerte. Die praktische Bedeutung von *pedigrees*, so Malden, sei nirgends so augenfällig wie in der Tierzucht. Jedem seiner Zuhörer musste geläufig sein, dass erfolgreiche Rennpferde in den Rennkalendern stets durch den Rekurs auf ihre umfangreichen Ahnentafeln vorgestellt wurden.¹⁵ Die Analogie zwischen equiner und humaner Genealogie war für ein Publikum viktorianischer Akademiker wohl weniger provokativ als selbstverständlich. Dass Familienforschung nicht allein der repräsentativen Anordnung von Namen diene, sondern auch Schlüssel zum Verständnis der physischen und psychischen Beschaffenheit des Menschen sei, wurde auch schon zwanzig Jahre zuvor von dem Juristen und Genealogen George W. Marshall vor der Londoner Anthropological Society geäußert. Allerdings wollte sich Marshall, noch wesentlich bescheidener als später Lorenz, nicht der Interpretation eines Zuhörers anschließen, dass Genealogie in diesem Sinne gleichbedeutend mit Anthropologie sei.¹⁶

Auch für jene Angehörigen der gebildeten viktorianischen Oberschicht, die nicht die durch das Empire kolonisierten Völker bereisten und ihre Abstammungsverhältnisse studierten, war Genealogie mehr als ein Hobby. Sie war ein soziales Prinzip der Welt, in der sie lebten. Für Männer wie Charles Darwin, so dessen Biographin Janet Browne, war es offensichtlich, dass sozialer Status von der Herkunft abhing, wobei die „Züchtung“ familiärer Exzellenz nicht allein im Sinne der Verbindung „guter“ erblicher Linien, sondern auch einer fortschreitenden Kultivierung von Intellekt und Verhalten verstanden wurde.¹⁷ Diese Perspektive verschob sich aber, nicht zuletzt durch den Einfluss der Ideen Darwins, in Richtung einer rein biologisch begründeten erbten Exzellenz. Niemand hatte daran mehr Anteil als Francis Galton, Darwins Vetter zweiten Grades.

Galton steht exemplarisch dafür, wie eng das Auftreten einer Wissenschaft der Vererbung im späten 19. Jahrhundert mit der Formulierung eines politischen Programms zusammenhing, in dem Fortpflanzung und Vererbung einerseits die bestehenden sozialen Verhältnisse rechtfertigten und andererseits zum Gegenstand staatlicher Kontrolle erklärt wurden – er war sowohl der Pionier eines statistischen Blicks auf Vererbungsvorgänge als auch der Schöpfer des Begriffes „Eugenik“. Das Buch, in dem Galton die Grundlagen seiner eugenischen Ideen entwickelte, war im Prinzip ein genealogisches Handbuch oder – wie Browne

15 Malden, Henry E.: *Historic Genealogy*. In: *Transactions of the Royal Historical Society*, New Ser. 4. (1889). S. 103–123.

16 Marshall, George W.: *Remarks on Genealogy in Connexion with Anthropology*. In: *Journal of the Anthropological Society of London* 4 (1866). S. lxxxv–lxxxix.

17 Browne, Janet: *Charles Darwin: A Biography*. Vol. 2: *The Power of Place*. Princeton 2002. S. 277.

es ausdrückt – eine „kollektive Autobiographie der männlichen viktorianischen Elite“. ¹⁸ „Hereditary genius“, erstmals 1869 erschienen, wartete mit einer Vielzahl von Häufungen brillanter Mathematiker, ranghoher Juristen und erfolgreicher Ruderer in britischen Oberschicht-Familien auf, um die Erbllichkeit der entsprechenden Fähigkeiten zu demonstrieren. ¹⁹ Während Darwin vom Werk seines Verwandten beeindruckt war, führte es Lorenz als Paradebeispiel genealogischer Inkompetenz auf, obwohl die Grundaussage eigentlich ganz seinen Überzeugungen entsprach. Galtons Vorgehen, lückenhafte und stets frauenlose *pedigrees* aneinanderzureihen, repräsentierte eben jene selektive Darstellungsweise, die sein Lehrbuch ad acta legen sollte. Schlimmer wog noch, dass der exzellente Mathematiker seine erblichen Geistes- und Sporttalente zu Gruppen zusammenaddierte – was Lorenz mit dem Begriff „Massenstatistik“ quittierte, für ihn und seine Anhänger ein schroffes Verdammungsurteil. ²⁰ „Statistik“ war nach lorenz-scher Diktion das Gegenteil von wissenschaftlicher Genealogie, ein oberflächliches Zusammenzählen unzusammenhängender Daten, während die Genealogie mittels Ahnentafel tatsächliche biologische Zusammenhänge offenlegte.

Lorenz Spott über Galtons Familienalmanach, der nur die Alltagsweisheit von Apfel und Stamm bestätige, ist aus heutiger Sicht leicht nachvollziehbar. Die beflissenen Familiengeschichten voller preisgekrönter Oxbridge-Absolventen wirken wie die Karikatur altbackenen Klassendünkels. Aber Galton war lernfähig. Er realisierte, dass für einen stichhaltigen Nachweis von Vererbung genauere definierte Merkmale und präzisere Informationen über diese Merkmale nötig waren. Bei seinen späteren Studien über die Variation anthropologischer Messgrößen blieb er bei seinem Ansatz einer Sammelgenealogie, indem er sich um die Zusammenstellung möglichst vieler *family records* bemühte. Wie aber war sicherzustellen, dass diese möglichst lückenlos waren und zuverlässige Angaben enthielten? Galton verfuhr nach Art eines wohlhabenden Gentleman und Privatgelehrten: er bat über Anzeigen um Zusendung von Familiengeschichten mit physisch-anthropologischen Daten und lobte für besonders gelungene Arbeiten nicht unerhebliche Preisgelder aus. ²¹ Ähnlich war er bereits bei dem Projekt vorgegangen, *medical family registers* zu sammeln. Es war ihm klar, dass dieses Anliegen ziemlich delikat war, da kaum eine bürgerliche Familie gerne Auskünfte über Krankheiten, speziell psychische und nervliche, erteilte. Er zählte darum auf jene Männer, die aufgeklärt genug waren, mit den empfindlichen Informationen

¹⁸ Browne, Darwin (wie Anm. 17), S. 290.

¹⁹ Galton, Francis: *Hereditary Genius. An Inquiry into its Laws and Consequences*. London 1869.

²⁰ Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 420 – 425.

²¹ Galton, Francis: *Regression Towards Mediocrity in Hereditary Stature*. In: *The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 15 (1886). S. 246 – 263, hier S. 247.

vorurteilsfrei umzugehen – die Ärzte selbst, die ohnehin die Einzigen waren, die pathologische Angaben über lebende und schon verstorbene Angehörige richtig einschätzen konnten.²²

Mit seinem Vorgehen, Genealogien für seine speziellen Fragestellungen zu konstruieren oder konstruieren zu lassen, bewies Galton ein klares Bewusstsein für ein Problem, das Lorenz schlicht übersah und das seine Anhänger oft beiseite schoben. Wenn die Genealogie der Weg zum Verständnis der Vererbung bestimmter Eigenschaften war – was garantierte, dass eine noch so akkurat konstruierte Ahnentafel auch die dafür notwendigen Angaben enthielt? In der Welt der lorenzischen Genealogie schien es so, als ergebe sich dies quasi zwangsläufig aus den historischen Quellen. Bezeichnend hierfür ist das einzige Beispiel, an dem Lorenz ausgiebig seine Vorstellungen konkretisierte: die Familiengeschichte des Hauses Habsburg. Sie bot dem Monarchisten Lorenz reichlich Material für spekulative Betrachtungen über Charakter und Prägung großer Männer und Frauen, war aber ebenso gut geeignet, um die Bedeutung des „Ahnenverlusts“ für die Bildung eines Familientypus zu erläutern. Hinzu kam, dass die Habsburger eine physische Eigenart aufwiesen, die ideal für die Nachverfolgung eines erblichen Merkmals erscheinen musste: die sogenannte „Habsburger Lippe“. Diese als Prognathie bezeichnete Wachsanomalie des Gebisses hatte den Vorteil, auf den Portraits, die für die Habsburger reichlich überliefert waren, klar erkennbar zu sein.²³ Lorenz scheint keinen Gedanken daran verschwendet zu haben, dass die Familiensaga, anhand derer er seine Methode erläuterte, ein sehr seltener Sonderfall war. Selbst in Adelsfamilien gab es selten eine so gute Dokumentation über ein klar definiertes Merkmal. Das Prinzip der Ahnentafel erschwerte die Situation noch, da für nicht-adelige Familien nach wenigen Generationen selbst grundlegende Lebensdaten für alle Ahnen zumeist schwer zu ermitteln waren. Dennoch sollten Lorenz' Anhänger, wie ich noch genauer erläutern werde, sich überwiegend an diesem Prinzip orientieren – oder zumindest die Rekonstruktion möglichst langer Ahnenreihen als Königsweg einer mit Vererbungsfragen befassten Genealogie betrachten. Der Statistiker Galton sah es genau umgekehrt: für ihn ging es primär um die Erhebung möglichst zahlreicher Daten zu einem bestimmten Merkmal; die Einordnung der Merkmalsträger in ihre genealogischen Zusammenhänge war dagegen nur ein Hilfsmittel. Das Material für seine Familiengeschichten musste durch Beobachtung und Befragung neu konstruiert werden, während nach dem lorenzischen Ansatz die Genealogie wei-

²² Galton, Francis: Medical Family Records. In: Fortnightly Review 34 (1883). S. 244–250, hier S. 246.

²³ Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 402–411.

terhin als eine Rekonstruktion aus historischen Quellen definiert war. Man könnte die erstere Position als einen ersten Schritt zu einer statistisch fundierten Wissenschaft der Vererbung betrachten, während letztere eher eine rückwärtsgewandte Familienschwärmerei als einen nüchternen, analytischen Blick beförderte. Tatsächlich aber waren beide Perspektiven in der Zeit um 1900 sehr eng miteinander verwoben, und gerade diese Verbindung erklärte die enorme Bedeutung, welche der Diskurs über die Vererbung damals entfaltete.

Genealogische Narrative

Lorenz' Konzept der „wissenschaftlichen Genealogie“ bedeutete für die Amateurgenealogen sowie die genealogisch orientierten Historiker eine willkommene Aufwertung. Eine besonders starke Verbreitung und Weiterentwicklung erfuhr es jedoch durch Mediziner, speziell Psychiater. Das ist wenig verwunderlich, wenn man sich die Bedeutung der „Heredität“ im medizinischen Denken des 19. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Der Blick auf die familiäre Verbreitung bestimmter Krankheiten, insbesondere Geistes- und Nervenkrankheiten, war wesentlich älter als der Bedarf danach, diese Praxis theoretisch zu untermauern. Dabei wurden bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nur äußerst selten genealogische Darstellungen verwendet; die Regel waren Krankheitsgeschichten, in denen sich ausführliche Einzelfallbeschreibungen zu einer pathologischen Familiensaga zusammenfügten.²⁴ Bevorzugter Gegenstand solcher Erhebungen waren Krankheiten, die über viele Generationen in konstanter Form auftraten, etwa Hämophilie, Nachtblindheit oder erblicher Veitstanz (Chorea Huntington). Diese klassischen „Stammbaumkrankheiten“ vermittelten das Bild einer regelhaften Vererbung klar definierter Merkmale, weshalb sie auch nach der Verbreitung der mendelschen Genetik gerne als Beispiele herangezogen wurden. In der Medizin des 19. Jahrhunderts galten sie aber keineswegs als allgemeingültige Form von Vererbung. Vor allem in der Psychiatrie, der am stärksten durch Vererbungsfragen geprägten Disziplin, wurde Erblichkeit als ein dynamischer und wechselhafter Prozess aufgefasst. Besonders deutlich kam dies in den seit den 1850er Jahren verbreiteten Degenerationstheorien zum Tragen, nach denen eine erbliche Anlage zum „Irresein“ sich zunächst in leichten und in den folgenden Generationen in schwereren Formen manifestierte. Die von Lorenz scharf kritisierten Stammbäu-

²⁴ Nukaga, Yoshio: A Genealogy of Genealogical Practices. The Development and Use of Medical Pedigrees in the Case of Huntington's Disease. PhD. Diss. Montreal. 2000. S. 91; López-Beltrán, Carlos: Storytelling, statistics and hereditary thought. The narrative support of early statistics. In: Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Science 37 (2006). S. 41–58.

me solcher Familien setzten das Szenario des Verfalls vom Auftreten nervöser Störungen bis zum Aussterben eines Familienzweiges dramatisch in Szene.²⁵ Psychiater beschäftigten sich aber schon lange vor dem Auftreten solcher Genealogien des ‚Wahnsinns‘ systematisch mit Vererbung. Seitdem psychiatrische Anstalten sich im frühen 19. Jahrhundert als medizinische Einrichtungen definierten, sammelten sie anamnestiche Informationen, unter anderem zur „familiären Belastung“. Die daraus generierten Statistiken sollten Hinweise darauf geben, welcher Anteil der Patienten vermeintlich erblich disponiert war, gegebenenfalls auch, bei welchen Krankheitsbildern Erblichkeit eine wichtige Rolle spielte. In den 1860er und 1870er Jahren bemühten sich Anstaltspsychiater darum, die statistische Erfassung so zu verfeinern, dass sie präzisere Aussagen über Häufigkeit und Form erblicher Fälle lieferten. Die Ergebnisse blieben aufgrund der Lückenhaftigkeit der Informationen und der Ungenauigkeit der diagnostischen Klassifikation weit hinter den Erwartungen zurück.²⁶ In dieser Enttäuschung liegt ein Grund dafür, dass gerade Psychiater sich so enthusiastisch der „wissenschaftlichen Genealogie“ verschrieben. Die besonders an Vererbungsfragen interessierten unter ihnen konnten sich voll und ganz mit der Idee identifizieren, dass „Massenstatistik“ nur oberflächliche und unzusammenhängende Zahlen lieferte, eine gut recherchierte Familienstudie jedoch vermittelte, nach welchen Regeln sich Geistes- und Nervenkrankheiten vererbten.

Robert Sommer, der wichtigste Mittler zwischen den Kreisen der historischen und der medizinischen Familienkunde, war ein typischer Vertreter dieser Haltung. Er repräsentierte auch das in der Psychiatrie vorherrschende Vererbungsdenken, wenn er die Familienforschung als einen Weg betrachtete, verschiedene Formen von Anomalien bei mehreren Blutsverwandten zu vergleichen, um den „Formenkreis“ einer Krankheit zu umschreiben.²⁷ Für Sommer ging es also nicht darum, das regelhafte Auftreten eines konstanten Merkmals zu verfolgen, sondern spezifische Manifestationen einer Gruppe von Anlagen zu analysieren. Dieses Konzept einer „polymorphen“ Erblichkeit wurde zwar vor dem Hintergrund des aufkommenden Mendelismus nicht mehr von allen Psychiatern geteilt, es blieb aber weit verbreitet. Die dichte genealogische Beschreibung war die diesem Konzept angemessene Methode; es war selbst ein genealogisches, da in ihm verschiedene Anomalien als Variationen eines Anlagenstammes verstanden

²⁵ Als Beispiele vgl. Déjérine, Jules: *L'Hérédité dans les Maladies du Système Nerveux*. Paris 1886; Möbius, Paul J.: *Ueber nervöse Familien*. In: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie* 40 (1884). S. 228–243.

²⁶ Gausemeier, Bernd: *Pedigrees of Madness. The Study of Heredity in 19th and early 20th Century Psychiatry*. In: *History and Philosophy of the Life Sciences* 36 (2015). S. 467–483.

²⁷ Sommer, Robert: *Familienforschung und Vererbungslehre*. Leipzig 1907. S. 43.

wurden. Sommer trieb dieses Verständnis auf die Spitze, wenn er erklärte, bei den üblichsten Geisteskrankheiten stelle sich „der normale Familientypus [...] in sozusagen karikierter Form“ dar.²⁸

Wenn die Grenzen zwischen „normaler“ und „pathologischer“ Vererbung fließend waren, ging auch die Bedeutung der Genealogie über jene einer bloß analytischen Methode hinaus. Die von Lorenz ausgelöste Form der Genealogiebegeisterung wurde gerade dadurch getragen, dass sich in ihr professionelle und persönliche Interessen verbinden konnten – auch hierfür bietet Sommer das beste Beispiel. In seinem 1907 erschienenen Buch „Familienforschung und Vererbungslehre“ erläuterte er seine Vorstellungen nicht etwa anhand psychiatrischer Fälle, sondern breitete eine ausgiebige Studie über die Vorfahren seiner Ehefrau aus, die eine Reihe ausgewiesener Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler umfassten.²⁹ Im Sinne seines Vererbungskonzepts betrachtete Sommer die Genese von Begabungen durchaus als wissenschaftliches Problem; dennoch war die Studie mit ihren biographischen Skizzen besonders begabter Ahnenexemplare eher romanhafte Familiensaga als analytische Abhandlung. Sie war ein entfernter deutscher Verwandter von Galtons „Hereditary Genius“, gehörte aber in erster Linie dem in Deutschland blühenden Genre von Familiengeschichten nationaler Geistesheroen an. Auch andere „Dichter und Denker“-Genealogien dieser Zeit bemühten sich um eine „vererbungswissenschaftliche“ Einfärbung ihres Materials. Wie bei Sommer schlug sich dies aber eher in Betrachtungen über den Charakter bestimmter Familienzweige – welcher gern mit deren „Stammeszugehörigkeit“ erklärt wurde – als Behauptungen über spezifische „Erbgänge“. ³⁰

In der Form von Genealogie, die sich unter dem Einfluss von Lorenz herausbildete, wurden klassische familienhistorische Narrative mit biologischen Deutungen überformt. Das geeignete Material dafür bot neben der Herkunft „genialer“ Menschen vor allem die dynastische Genealogie. Das vom Meister Lorenz angeführte Beispiel der Habsburger wurde in seinem Gefolge mehrfach neu ausgedeutet. Der Psychiater Wilhelm Strohmayer bemühte sich 1911 etwa um eine etwas stärkere Betonung der Erbgänge, blieb aber weitgehend der Sichtweise des Vorbildes treu. Ausgehend vom Merkmal der Prognathie zeichnete er die Veränderungen eines Familientypus, der durch die „Vermischung“ mit anderen dynastischen Linien modifiziert, aber nie völlig verändert wurde. In seiner Darstellung trafen stärkere und schwächere, positive und negative Erbmassen auf-

²⁸ Sommer, Familienforschung (wie Anm. 27), S. 40.

²⁹ Sommer, Familienforschung (wie Anm. 27), S. 202–204.

³⁰ Beispielhaft Weltrich, Richard: Schillers Ahnen. Eine familiengeschichtliche Untersuchung. Weimar 1907. Sommer selbst veröffentlichte eine größere Abhandlung über die Familie Goethes. Sommer, Robert: Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908.

einander, bekämpften sich oder harmonierten.³¹ Ähnlich wie bei seinem Kollegen Sommer war seine Sprache von alten genealogischen Motiven wie „Stammcharakter“ und „Blutsmischung“ durchzogen – nicht von einer Analytik der Vererbung einzelner „normaler“ oder „pathologischer“ Eigenschaften, wie es das neue vererbungswissenschaftliche Deutungsmuster der mendelschen Genetik nahelegte. Dieses neue Deutungsmuster wurde zeitgleich erstmals durch den Biologen Valentin Haecker, Weismann-Schüler und Verfasser eines der ersten deutschen Genetik-Lehrbücher, auf die Habsburger angewendet. Bei Haecker wurde die vielzitierte „Habsburgerlippe“ vom Anlass für farbenfrohe Erzählungen über dynastische Eigenarten zum Beispielfall für eine variabel manifestierende dominante Erbanlage.³² Im mendelgenetischen Rahmen konnte das Bild der physischen Anomalie von der sonstigen familiären Beschaffenheit getrennt werden, insbesondere von der Interpretation, die Prognathie sei ein Zeichen physisch-geistiger Degeneration. Eine solche negative Wendung der habsburgischen Familiencharakterologie vertrat etwa der professionelle Adelsgenealoge Stephan Kekulé von Stradonitz, der sein Urteil allerdings, mit allem ehrerbietigen Respekt vor deutschen gekrönten Häuptern, primär auf den spanischen Zweig der Dynastie bezog.³³ Haeckers Interpretation war, bei allem Gewinn an Nüchternheit, doch nicht ganz frei von Anklängen an den „Familientypus“. Es ist erstaunlich, dass er überhaupt auf den Fall zurückgriff, obwohl ihm die begrenzte Aussagekraft einer solchen Familiengeschichte für eine mendelgenetische Analyse klar bewusst war. Lag es daran, dass materialreiche Genealogien wie die habsburgische einfach das beste vorhandene Material für die Übertragung der neuen Genetik auf den Menschen darstellten – oder an der Faszination, die eine reiche historische Überlieferung auch auf Forscher ausübte, die eigentlich auf experimentelle Praktiken zurückgriffen? Wie der Biologe Ludwig Plate 1913 in seinem Genetik-Lehrbuch feststellte, war „eine ausgesprochene Neigung zu historischen Studien“ schon aufgrund des hohen Arbeitsaufwandes eine notwendige Voraussetzung dafür, diesen Weg einzuschlagen.³⁴ Auch Plate sah Familienstudien darum keineswegs als reine Liebhaberei an, die durch den quantitativen

31 Strohmayr, Wilhelm: Die Vererbung des Habsburger Familientypus. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 8 (1911). S. 775–785 und 9 (1912). S. 150–164, hier S. 780.

32 Haecker, Valentin: Der Familientypus der Habsburger. In: Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 6 (1911). S. 61–89.

33 Kekulé von Stradonitz, Stephan: Über die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der spanischen Habsburger. In: Ders., Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. Berlin 1905. S. 221–252.

34 Plate, Ludwig: Vererbungslehre mit besonderer Berücksichtigung des Menschen (Handbuch der Abstammungslehre Bd. 2). Jena 1913. S. 24–25.

Ansatz der mendelschen Genetik überholt war, sondern als Königsdisziplin der menschlichen Vererbungslehre – ungleich wertvoller als eine Statistik galtonischer Prägung, die er ganz in Lorenz' Diktion als oberflächliches Aufzählen heterogener Fälle verwarf.

Tatsächlich gingen auch jene Anhänger der biologischen Familienforschung, die auf quantifizierbare Beiträge zur Vererbungslehre aus waren, mit merklicher Leidenschaft für die genealogische Sammeltätigkeit vor. Der Berliner Augenarzt Arthur Crzelltitzer etwa, der in Privatinitiative jahrelang Material zur Erbllichkeit von Augenkrankheiten zusammentrug und statistisch auswertete, war seit seiner Jugend ein begeisterter Familienhistoriker. Nach dem Ersten Weltkrieg baute er in Berlin eine Gesellschaft für jüdische Familienforschung auf, die bei ihren Mitgliedern das Bewusstsein für das jüdische Erbe, aber auch das Interesse an Vererbungsfragen fördern sollte.³⁵ In den Kreisen der „wissenschaftlichen Genealogie“ machte er sich vor allem durch den Entwurf einer „Sippschaftstafel“ einen Namen, einem in Jugendstildesign gehaltenen quadratischen Vordruck, der die Aufzeichnung von Daten für einen größeren Verwandtschaftskreis erleichtern sollte. Als er das Prinzip 1908 erstmals demonstrierte, wählte er dafür kein ophthalmologisches Beispiel, sondern eine Studie über die Verteilung von Musikalität und Großwüchsigkeit in seiner eigenen Familie. Indem deren Ausprägung jeweils schwarz, grau oder weiß markiert wurde, erschienen auf seiner Sippschaftstafel die besonders musikalischen oder großgewachsenen Aszendenzlinien.³⁶ (Abb. 1) Dies ergab kein genetisch-analytisches Diagramm, sondern eine visuelle Variante jener zumeist narrativ umgesetzten Familiengeschichten, in denen Verwandtschaftszweige mit charakteristischen Attributen ausgestattet waren. Die Verbindung von privater Passion und professionellem wissenschaftlichem Interesse führte bei Crzelltitzer – ähnlich wie bei Sommer und anderen medizinischen Genealogen – dazu, dass sich sein analytischer Blick mit alten Denkfiguren wie „Blutvermischung“ und „Familiencharakter“ verband. Dies bedeutet jedoch nicht einfach, dass die entstehende Wissenschaft der Vererbung noch von Restbeständen einer vorwissenschaftlichen Logik kontaminiert und behindert wurde. Vielmehr verdeutlicht gerade die hybride Vermischung von biologischen und alltäglichen Begriffen, was die diskursive Bedeutung der Vererbung an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert ausmachte: Sie war zugleich Gegenstand einer neuen biologischen Wissenschaft und Grundlage für ein biologistisches Verständnis der Gesellschaft.

³⁵ Thulin, Mirjam: Artur Czelltitzer (1871–1943) and the *Society for Jewish Family Research*. In: PaRDeS. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien 26 (2020). S. 29–42.

³⁶ Crzelltitzer, Arthur: Sippschaftstafeln, ein neues Hilfsmittel zur Erbllichkeitsforschung. In: Medizinische Reform 16 (1908). S. 573–578, 604–605 u. 624–629, hier S. 627.

Sippschaftstafel (für meine Kinder)
mit Darstellung der Musikalischen Veranlagung. (VI)

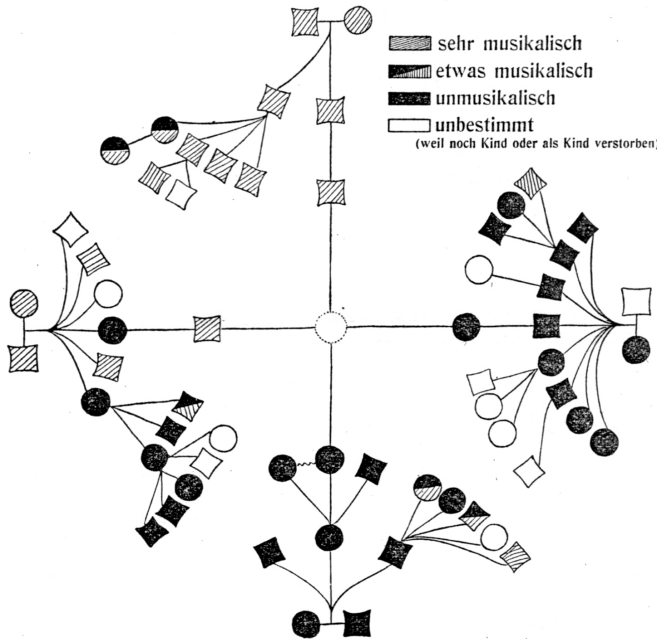


Abb. 1: Die eigene Familie als Beispiel.

(Quelle: Crzellitzer, Arthur: Sippschaftstafeln, ein neues Hilfsmittel zur Erblichkeitsforschung. In: Medizinische Reform 16 (1908). S. 573–578, 604–605 u. 624–629, hier S. 627.)

Genealogische Praktiken

Der bereits erwähnte Gießener Familienforschungs-Kurs von 1912 zeigte deutlich, dass Familienstudien über Begabung und Krankheit nur einen Teil des Programms der „wissenschaftlichen Genealogie“ ausmachten. Der sächsische Landtagsbibliothekar Armin Tille, einer der Initiatoren der Leipziger „Zentralstelle“, führte in seinem Beitrag aus, der besondere Wert der Genealogie liege darin, dass sie „allein die Erkenntnis vom Zusammenhang unter den Einzelpersonen, d. h. von der Bildung und dem Bau gesellschaftlicher Körper vermittelt.“³⁷ Sie wurde damit zu einer „Gesellschaftsbiologie“, welche die Leerstellen der zeitgenössischen Soziologie ausfüllte, die – so Tille – sich selbst ihrer „unent-

³⁷ Tille, Armin: Genealogie und Sozialwissenschaft. In: Sommer, Bericht (wie Anm. 4), S. 298–299.

behrlichen naturwissenschaftlichen Grundlage beraubt“ habe. Der Tenor stand ganz in der Nachfolge von Lorenz, der Begriff „Gesellschaftsbiologie“ bezog sich überdeutlich auf das Programm der Rassenhygiene-Bewegung, deren Vereinsorgan „Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ im Titel führte. Tilles konkrete Vorstellungen, man müsse „gesellschaftliche Umschichtungen“ wie „sozialen Aufstieg, innere Wandelung, Landflucht, Berufswechsel etc.“ auf genealogischem Weg untersuchen, waren an sich keineswegs biologistisch. Im Programm des Kongresses fanden sich unter dem Punkt „Vererbung und Soziologie“ Beiträge, die man heute der historischen Demographie zurechnen würde (über die Lebensdauer im Mittelalter), aber auch solche, die generative Veränderungen als Teil biologischer Ausleseprozesse auffassten („Bringt materielles oder soziales Aufsteigen den Geschlechtern in rassenhygienischer Beziehung Gefahren?“).³⁸ Themen wie das Letztere bildeten den eigentlichen „gesellschaftsbiologischen“ Kern der wissenschaftlichen Genealogie. Es ging dabei nicht darum, was sich in Familien vererbte, sondern darum, wie die Fortpflanzung in verschiedenen Familien und Gruppen die Gesellschaft prägte.

Die intellektuellen Diskurse des späten 19. Jahrhunderts waren auf vielfältige Weise von Fragen der menschlichen Fortpflanzung durchzogen. In der Ethnologie wurden Muster der Verwandtschaft und Reproduktion zum kulturellen Identifikationsmerkmal außereuropäischer Völker erhoben. Sobald es um dieselben Muster in der „zivilisierten“ Gesellschaft ging, standen zumeist Schicksalsfragen auf dem Spiel. Eine besonders kontroverse dieser Fragen war jene nach möglichen negativen Auswirkungen von Verwandtenehen. Sie bildete quasi die Schnittmenge zwischen den Diskursen über Vererbung und über Verwandtschaft. Die Inzuchtdebatte wurde in Deutschland – wie eine medizinische Abhandlung aus dem Jahre 1883 festhielt – längst nicht so intensiv geführt wie in Frankreich und Großbritannien,³⁹ war aber nicht ohne Auswirkungen. Sie spielte insofern eine wichtige Rolle für Lorenz' Genealogiekonzept, als der hierin zentrale Begriff „Ahnenvverlustes“ – wie oben erläutert – den Grad von Verwandtenehen bezeichnete. Während Lorenz die Verwandtenehe mit souveräner Geste von der Degenerationsgefahr zum Bauplan jeder gesunden, das heißt ständischen Gesellschaft umdeutete, waren andere prominente Zeitgenossen weit weniger gelassen – allen voran Charles Darwin, Spross einer Familie mit systematisch eingeschränktem Heiratskreis. Darwin beschäftigte sich intensiv mit der Frage, ob Ehen im Familienkreis – speziell zwischen Kusinen und Vettern – angeborene Schäden hervorbrachten. Bei der Lösung wollte er gründlicher vorgehen als sein

³⁸ Sommer, Bericht (wie Anm. 4), S. 339–342.

³⁹ Scherbel, Simon: Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten. Med. Diss. Berlin 1883. S. 6.

Verwandter Galton mit seinen privaten Datensammlungen: 1870 veranlasste er den befreundeten Parlamentsabgeordneten John Lubbock zu dem Antrag, die Kategorie der Verwandtenehen in die nächste Volkszählung einzubringen.⁴⁰ Die Zurückweisung des Vorschlages führte zu einem für Darwins Verhältnisse außergewöhnlichen Wutausbruch gegen „ignorant members of our legislature“ im Schluss von „The Descent of Man“.⁴¹ In Ermangelung staatlicher Unterstützung baute sein Sohn George H. Darwin, ein begeisterter Genealoge, eine eigene Sammlung auf.⁴² Sein Vorgehen, anhand von genealogischen Kalendern und Zeitungen Heiraten gleichnamiger Personen in der britischen Oberschicht zu verfolgen, war methodologisch etwas zweifelhaft; sie erbrachte in den Augen von Darwin junior aber genügend Material, um die Hypothese zu widerlegen, Vetternehen führten zu Sterilität und hoher Kindersterblichkeit.

Während die deutsche „wissenschaftliche Genealogie“ von der Inzuchtfrage eher indirekt berührt wurde, sorgte sie sich umso mehr um verwandte Probleme. Ein die Adelsgenealogie prägendes Szenario war die Annahme, gerade alte Geschlechter würden – nicht unbedingt durch Inzucht oder Degeneration, sondern einfach durch zu geringe Fruchtbarkeit – sukzessive verschwinden.⁴³ Die umfangreichste Studie zum Thema wurde 1903 von dem schwedischen Genealogen Pontus Fahlbeck publiziert, der mit deutschen Kollegen wie Lorenz die Vorliebe für weitschweifige Reflexionen über die organische Natur der Ständegesellschaft teilte.⁴⁴ Zu diesem Zeitpunkt war die Thematik des familiären Aussterbens schon längst auf das Bürgertum übergegangen, das vom Adel neben den genealogischen Vorlieben auch dessen Niedergangsängste erbte.⁴⁵ Die Aufmerksamkeit, welche

⁴⁰ Browne, Darwin (wie Anm. 17), S. 326; ausführlicher Kuper, Adam: *Incest and Influence. The Private Life of Bourgeois England*. Cambridge 2009. S. 94–100.

⁴¹ Darwin, Charles: *The Descent of Man and Selection in Relation to Sex*, II. In: *The Works of Charles Darwin* Vol. 22. New York 1989 (1871). S. 364.

⁴² Darwin, George H.: *Marriages between First Cousins in England and their Effects*. In: *Journal of the Statistical Society of London* 38 (1875). S. 153–184.

⁴³ Kleine, H.: *Der Verfall der Adelsgeschlechter statistisch nachgewiesen. Ein Mahnruf an den deutschen, österreichisch-ungarischen und baltischen Adel im Interesse seiner Selbsterhaltung*. Leipzig 1879; Frantz, Adolf: *Die höchsten Adelsgeschlechter im Leben wie im Tode. Eine statistische Untersuchung*. Berlin 1880.

⁴⁴ Fahlbeck, Pontus E.: *Der Adel Schwedens und Finnlands. Eine demographische Studie*. Jena 1903.

⁴⁵ Die Gesellschaft für Rassenhygiene machte das Thema 1913 gar zum Gegenstand eines Preisausschreibens; vgl. Theilhaber, Felix: *Zum Preisausschreiben „Bringt das materielle und soziale Aufsteigen den Familien Gefahren in rassenhygienischer Beziehung“*. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 10 (1913). S. 67–92. Für eine ähnliche Publikation aus dem Kreis der „Zentralstelle“ vgl. Von den Velden, F.: *Aussterbende Familien*. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 6 (1909). S. 340–350.

der angeblich grundsätzlich niedrigen Fruchtbarkeit erfolgreicher bürgerlicher Familien – oder des städtischen Bürgertums überhaupt – gewidmet wurde, drückte aber weit mehr aus als diese Ängste, die auch zeitgenössische Familienromane wie die „Buddenbrooks“ durchzogen. Die Überzeugung, gerade die Leistungsträger der Gesellschaft seien generativ zu wenig leistungsfähig, war konstitutiv für das Weltbild der eugenischen und rassenhygienischen Bewegungen. Zusammen mit der Furcht vor einer übergroßen Fruchtbarkeit am anderen Ende der Gesellschaft – die ein eigenes Genre von Genealogien „asozialer“ Familienstämme hervorbrachte⁴⁶ – ergab die Niedergangsthese das Bild einer insgesamt fehlgeleiteten gesellschaftlichen Auslese.

Die „biologische“ Ausrichtung der neuen Genealogie bestand also nicht allein in Arbeiten zur Vererbung im engeren Sinne, sondern auch in einer Betrachtung von generativen Prozessen als Ausleseprozessen. Fragen der Fertilität oder des Heiratsverhaltens von Familien waren anhand genealogischer Angaben in der Regel leichter zu behandeln als solche nach dem Auftreten von Tuberkulose oder Nervenkrankheiten. Tatsächlich fiel der Ertrag der „wissenschaftlichen Genealogie“ auf diesem Gebiet bescheiden aus – jedenfalls in Bezug auf Studien nach dem lorenzischen Ahnentafel-Dogma. Der Grund hierfür lag in der bereits beschriebenen Widersprüchlichkeit des Ansatzes: Lorenz' Habsburger oder Sommers Künstlerfamilie mochten reiches Material über ganze Ahnenreihen früherer Jahrhunderte bieten, aber sie waren kaum auf die Durchschnittsbevölkerung übertragbare Ausnahmeerscheinungen. Für den familienforschenden Mediziner stand zwangsläufig die exakte Information über pathologische Zustände im Vordergrund, nicht die Anzahl der rekonstruierbaren Vorfahren; und eben diese Daten waren für die Großeltern des Durchschnittsbürgers nur in Glücksfällen ermittelbar. Wo Ärzte sich ernsthaft an Familienstudien versuchten, wurde offensichtlich, wie unpraktikabel das Ahnentafelmodell und wie unhaltbar die Verachtung einer „statistischen“ Zusammenschau mehrerer Fälle war. Der Psychiater Strohmayer, ein getreuer Verfechter der lorenzischen Lehre, verfügte zwar über eine beeindruckende Sammlung von 56 Familienstammbäumen mit mehr als 1300 Mitgliedern, wusste sie aber nicht anders als nach Art der traditionellen Anstaltsstatistik auszuwerten: Er zählte zusammen, wie häufig insgesamt erbliche „Belastungen“ vorkamen, wie oft sie sich in identischen oder verschiedenen Krankheitsformen niederschlugen und wie oft die vermeintliche Erbllichkeit über den Vater oder die Mutter verlief. Enttäuscht davon, dass sein

⁴⁶ Besonders instruktiv zu derartigen amerikanischen Studien: Hahn Rafter, Nicole: *White Trash. The Eugenic Family Studies, 1877–1919*. Boston 1988. Vgl. ferner Etzemüller, Thomas: *Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert*. Bielefeld 2007, S. 27–40.

einseitig in „schwerbelasteten“ Familien erhobenes Material keinerlei Hinweise auf „Vererbungsgesetze“ gab, sah er das Problem nicht etwa in einer unzureichenden statistischen Methodik, sondern in der zu geringen Anzahl der erfassten Generationen.⁴⁷

Weniger dogmatischen Ärzten war klar, dass sich Fragen der pathologischen Vererbung nicht durch längere Ahnenlinien, sondern nur durch breitere Erfassung vergleichbarer familiärer Beobachtungen behandeln ließen. Der Ophthalmologe Crzellitzer stützte sich bei seinen Studien über Kurzsichtigkeit und andere Augenleiden etwa weitgehend auf persönliche klinische Beobachtungen, die mit familienanamnestischen Informationen angereichert wurden. Überwiegend an der proletarischen Klientel einer Poliklinik erhoben, kamen diese Hinweise fast durchweg von den Patienten selbst und betrafen zumeist nur die nächsten Verwandtschaftsgrade.⁴⁸ Die Auswertung seiner etwa 550 Fälle verblieb daher weitgehend innerhalb eines Rahmens von zwei Generationen. Sie bezog sich darauf, ob Krankheiten in Abhängigkeit vom Geschlecht, vom Alter der Eltern, der Stellung des Patienten in der Geburtenfolge oder mit Verwandtenehen in der Familie standen; soweit identische Anomalien unter Verwandten auftauchten, gruppierte Crzellitzer die Fälle nach „direkter“ (vorhanden bei Eltern und Kind) und „indirekter“ (Großeltern und Enkel) Vererbung. Der Ophthalmologe verwendete diese in der medizinischen Statistik des 19. Jahrhunderts üblichen Kategorien nicht etwa darum, weil ihm die neuen Prinzipien der mendelschen Genetik nicht vertraut gewesen wären. Es war ihm bewusst, dass sein Material nicht für eine genaue Bestimmung von Erbgängen, sondern nur für eine empirische Abschätzung der Erbllichkeit ausreichen würde. Das Projekt verdeutlicht die Grenzen einer Familienforschung auf der Basis klinischer Daten: Sie konnte kaum die oft geforderte genealogische Tiefe aufweisen, musste sich auf unsichere indirekte Angaben stützen und generierte keine ‚Gesetze‘ der Vererbung, sondern bestenfalls empirische Hinweise über Erbllichkeit – vorsichtige Mediziner wie Crzellitzer wiesen stets darauf hin, dass die Beobachtung von „Heredität“ im medizinischen Sinne nicht mit „Vererbung“ im biologischen Sinne zu verwechseln war. (Abb. 2)

Dennoch betrachtete sich Crzellitzer eher als Genealogen denn als Statistiker – zur Aufzeichnung seiner Familienfälle bediente er sich trotz oft dünner Datenlage klassischer genealogischer Repräsentationsformen, seiner selbstentworfenen „Sippschaftstafel“ oder der vereinfachten Form der „Familiientafel“.

⁴⁷ Strohmayr, Wilhelm: Über die Bedeutung der Individualstatistik bei der Erblchkeitsfrage in der Neuro- und Psychopathologie. In: Münchener Medizinische Wochenschrift 48 (1901). S. 1786 – 1789 u. 1842 – 1844, hier S. 1844.

⁴⁸ Crzellitzer, Arthur: Wie vererben sich Augenleiden? In: Medizinische Reform 18 (1910). S. 120 – 124 u. 134 – 139.

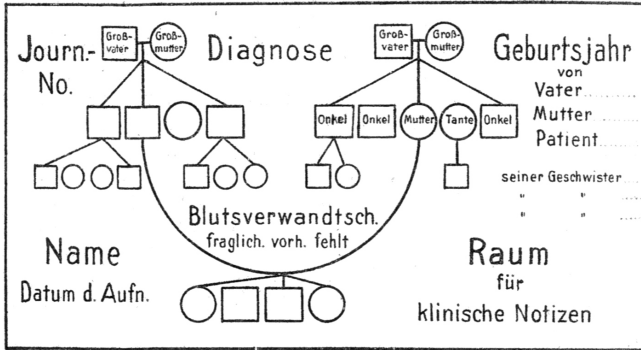


Abb. 2: Arthur Czrellitzers „Familienkarte“.

(Quelle: Czrellitzer, Arthur: Wie vererben sich Augenleiden? In: Medizinische Reform 18 (1910). S. 120–124 u. 134–139, hier S. 121.)

Dass er seine praktischen Formblätter auch den Amateurgenealogen empfahl, zeigt, dass er beide Seiten der Familienforschung als Einheit verstand. Ungeteilte Zustimmung erntete er mit seinem Kompromiss aus Pragmatismus und genealogischer Darstellungsfreude nicht. Der orthodoxe Lorenz-Anhänger Kekulé von Stradonitz monierte, dass die „Sippschaftstafel“ lediglich bis zur Urgroßeltern-generation ging und auch kollaterale Verwandte umfasste – ein klarer Verstoß gegen die reine Lehre der Ahnentafel.⁴⁹ Auf der anderen Seite hielt der Arzt Wilhelm Weinberg die Entwürfe seines Kollegen für viel zu kompliziert, da in medizinischen Vererbungsstudien alle Angaben, die über Eltern und Geschwister eines Probanden hinausgingen, fast nie verfügbar und ohnehin nicht notwendig waren.⁵⁰

Es war kein Einzelfall, dass Weinberg in einer Diskussion um medizinisch-genealogische Fragen die Rolle des nüchternen Skeptikers spielte. Wo auch immer in Deutschland diese Fragen zu Beginn des 20. Jahrhunderts besprochen wurden, konfrontierte der Stuttgarter Allgemeinmediziner die Genealogiebegeisterung seiner Kollegen mit präziser, manchmal schneidender Kritik. Die Fixierung auf genealogische Tiefenbohrungen war für ihn nicht allein ein praktisches Problem. Sie verkörperte vielmehr eine falsche Identifizierung von Vererbung mit Abstammungslinien. Vererbung konnte nicht aus wegen ihrer Auffälligkeit ausgewählten Ahnen- und Stammtafeln herausgelesen werden, sie wurde allein durch

⁴⁹ Anon.: Verhandlungen der Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik. In: Medizinische Reform 16 (1908). S. 604–605 u. 624–629, hier S. 604f.

⁵⁰ Anon.: Verhandlungen (wie Anm. 49), S. 625f.

die statistische Analyse möglichst zahlreicher Geschwisterserien einer Generation sichtbar. Weinberg vertrat diese Position schon, bevor er mit den Grundlagen der mendelschen Genetik vertraut war, deren Implikationen er früher und gründlicher verstand als irgendein anderer Mediziner seiner Zeit.⁵¹ Trotz seiner beharrlichen Einwürfe, dass eine Familienforschung im Lorenzschen Sinne nichts als Illusionen hervorbrachte, wurde Weinberg nicht aus dem Kreis der „wissenschaftlichen Genealogen“ exkommuniziert. Er war sowohl ein ausgewiesener Kenner der genealogischen Materie als auch der weitaus produktivste deutsche Forscher auf medizinisch-genealogischem Gebiet. Er veröffentlichte um die Jahrhundertwende Studien über die Anlage zu Zwillingsgeburten sowie über die erbliche Disposition zur Tuberkulose.⁵² Für beide Arbeiten griff er zwar teils auf ältere genealogische Daten zurück, aber niemals auf genealogische Zusammenhänge, die über zwei Generationen hinausgingen. Das Wesentliche für eine quantitative Analyse mutmaßlich erblicher Eigenschaften war für ihn nicht deren Auftreten in der vertikalen Ordnung der Generationenfolge, sondern in der horizontalen Ordnung einer Generation. Sprich: ob etwas erblich war, zeigte sich im Vergleich von Geschwisterserien. Aus diesem Grund sah er die im heimischen Königreich Württemberg geführten „Familienregister“ als die beste Quelle für derartige Untersuchungen an, die in Deutschland verfügbar war, da hier – im Gegensatz zum System der kirchlichen Geburtsregister – alle Kinder eines Paares in ihrer Geburtsfolge auf einen Blick verzeichnet waren.⁵³ Um Vererbung wissenschaftlich zu begreifen, benötigte man demnach keine Sammlung verästelter Stammbäume oder Ahnentafeln – man brauchte ein Personenstandswesen, das die Bevölkerung in ihren nächsten Abstammungsverhältnissen zeigte, möglichst in direkter Verbindung mit einer soliden und einheitlichen Todesursachenstatistik.

51 Weinberg, Wilhelm: Pathologische Vererbung und genealogische Statistik. In: Deutsches Archiv für Klinische Medizin 78 (1903). S. 521–540. Zu Weinbergs Ansatz vgl. Gausemeier, Bernd: In Search of the Ideal Population. The Study of Human Heredity before and after the Mendelian Break. In: Heredity Explored. Hrsg. von Christina Brandt u. Staffan Müller-Wille. Cambridge/MA 2016. S. 337–363, hier S. 347–349.

52 Weinberg, Wilhelm: Beiträge der Physiologie und Pathologie der Mehrlingsgeburten beim Menschen. In: Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 88 (1901). S. 346–430; ders.: Die familiäre Belastung der Tuberkulösen und ihren Beziehungen zu Infektion und Vererbung. Beiträge zur Klinik der Tuberkulose 7 (1907). S. 257–289.

53 Weinberg, Wilhelm: Die württembergischen Familienregister und ihre Bedeutung als Quellen für wissenschaftliche Untersuchungen. In: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1907. S. 174–198.

Genealogische Erfassung

Der organisatorische Grundstein der Kooperation zwischen Genealogen und Rassenhygienikern bestand in dem erwähnten Plan, an der Leipziger „Zentralstelle“ eine Sammlung eugenisch interessanter Materialien anzulegen. Auf beiden Seiten blieb man aber vielsagend ungenau hinsichtlich der Frage, wie dieses Projekt umgesetzt werden sollte. Das Kernprogramm der Zentralstelle, die Vernetzung aller genealogischen Ressourcen in Deutschland, wurde durch den Aufbau von Zettelkatalogen realisiert, welche die grundlegenden Lebensdaten von in verschiedenen genealogischen Quellenbeständen erfassten Personen verzeichneten.⁵⁴ Für eine Sammlung im Sinne der Rassenhygieniker reichten diese Daten jedoch nicht aus. Woher sollten die Daten über Krankheit, „Begabung“ oder soziale Devianz kommen? Wenn es nicht bei sporadisch von begeisterten Familienforschern erstellten Begabten- oder Degeneriertenstambäumen bleiben sollte, mussten offensichtlich das gesamte Personenstandswesen sowie die Medizinalstatistik neu konzipiert werden. Für die deutsche Rassenhygiene war dieser Gedanke von Beginn an zentral. Wilhelm Schallmayer, einer ihrer Vordenker, schlug 1895 einen „Gesundheitspass“ für alle Deutschen vor, in den sämtliche Ergebnisse ärztlicher Untersuchungen und behördliche Vorgänge eingetragen wurden.⁵⁵ Das war die Vision einer kompletten administrativen Erfassung, die Persönlichkeitsprofile für die gesamte lebende Bevölkerung erbringen sollte. War dies schon ambitioniert genug, erschien es ungleich schwieriger, die Individuen in ihrem genealogischen Zusammenhang sichtbar zu machen. Der einflussreiche Arzt Crzellitzer schlug hierfür ein Modell vor, das die Bevölkerung selbst einspannte – ganz nach der Idee der Zentralstelle, auf private Kooperation zu setzen. Geeigneter Ansatzpunkt waren für ihn die Familienstambücher, die damals von den Standesbeamten einiger Großstädten regelmäßig an Neuvermählte ausgegeben wurden. Sie sollten zu einem Sammeldokument für alle medizinischen und sonstigen personenbezogenen Daten der ganzen Familie ausgebaut werden, das jeweils nach dem Tod der Ehepartner an eine Behörde übergeben werden musste.⁵⁶ Als Nebeneffekt dieser erzwungenen familienkundlichen Tätigkeit erhoffte

54 Dobert, Wilhelm: Rückblick auf die zehnjährige Entwicklung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Leipzig 1914.

55 Schallmayer, Wilhelm: Die drohende physische Entartung der Culturvölker. Berlin 1895. S. 25–27.

56 Crzellitzer, Arthur: Die Berliner städtischen Familienstambücher und ihre Ausgestaltung für die Zwecke der Vererbungsforschung und der sozialen Hygiene. In: Medizinische Reform 19 (1911). S. 218–222.

sich Crzellitzer eine Wiederbelebung des Familiensinnes insbesondere bei den „entwurzelten“ städtischen Unterschichten – auch dies ein wesentliches Moment eines genealogischen Diskurses, in dem der „sittliche“ Wert familienhistorischer Betätigung stets gleichwertig neben dem wissenschaftlichen stand. Die „Zentralstelle“ nahm Crzellitzers Idee positiv auf und entschied, in seinem Sinne gestaltete Stammbücher zu sammeln; allerdings gab es unter Vereinsgenealogen und Medizinerinnen auch erhebliche Bedenken gegen den von ihm geforderten Zwangscharakter. Weinberg, der die Zielsetzung der Erfassung prinzipiell befürwortete, sah darin eine typisch deutsche „Hypertrophie der polizeilichen Bevormundung“, die nicht freudige Mitarbeit, sondern Ablehnung und Subversion mit sich bringen würde.⁵⁷ In der Zeitschrift der „Zentralstelle“ mahnte ein Rechtsanwalt ebenfalls, man solle den privaten und freiwilligen Charakter der Familienforschung lieber unangetastet lassen; dennoch stellte er zweideutig fest, dass Crzellitzers eugenischem Erfassungsprogramm die Zukunft gehörte: „Der Mediziner hat dem Familienforscher den Rang abgelassen; das Prinzip des Gemeinwohls hat bei dem menschenfreundlichen Arzt über das egoistische der Sippe gesiegt.“⁵⁸

Tatsächlich war dies die logische Folge der eugenischen Umdeutung der Genealogie. Sollte sie die Grundlagen für eine umfassende Erforschung und Kontrolle vermeintlich erblicher Eigenschaften liefern, musste sie die gesamte Bevölkerung umfassen und war damit keine Privatsache mehr. Das galt umso mehr, je stärker die negativen Eigenschaften im Vordergrund standen, die man in der bürgerlichen Gesellschaft lieber verschwieg. Konnte man in diesen Fragen, wie es Galton versucht hatte, auf die wohlwollende *compliance* bürgerlicher Familien zählen? In den USA wurde ein solcher freiwilliger Ansatz zeitgleich mit den deutschen Diskussionen verfolgt. Das 1910 in Cold Spring Harbour, New York, gegründete Eugenics Record Office verfolgte, ähnlich den für die „Zentralstelle“ angedachten Ideen, eine Sammlung eugenisch relevanter Stammbäume, indem sie Privatleute durch breite Propaganda zur Einsendung animierte.⁵⁹ Wichtigste Voraussetzung dabei war, wie ihr Direktor Charles B. Davenport betonte, dass „die ganze Wahrheit erzählt wurde“, dass folglich die alte Ansicht, charakterliche und gesundheitliche Eigenschaften seien eine private Angelegenheit, beseitigt werden

57 Anon.: Sitzung der Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik 2.11.1911. In: Medizinische Reform 19 (1911). S. 465–467, hier S. 465.

58 Kneer, August: Das Familienstammbuch I. In: Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte 10 (1912). S. 1–4, hier S. 4.

59 Allen, Garland E.: The Eugenics Record Office at Cold Spring Harbour, 1910–1940. An Essay in Institutional History. In: Osiris (2nd Series) 2 (1986). S. 225–264.

müsse.⁶⁰ Wie aber stellte man sicher, dass die ganze Wahrheit erzählt wurde? Die Agenda des ERO bezog sich nur teilweise auf bürgerliche Familien, die freiwillig ihre „sozial weniger wünschenswerten“ Merkmale offenlegten, sondern vor allem auf jene Bevölkerungsteile, die diese Merkmale angeblich besonders häufig aufwiesen und sie kaum von sich aus preisgaben. Die ersten Studien des ERO behandelten Fragen der Geistes- und Nervenkrankheiten und bezogen ihr Material aus psychiatrischen Anstalten.⁶¹ Ihr Kern war die Wiedergabe von *pedigrees*, in denen es von schizophrenen, kriminellen, alkoholkranken und anderweitig auffälligen Personen wimmelte – eine Neuauflage der Degenerationsstammbäume des 19. Jahrhunderts, allerdings in Form einer seriellen Zusammenstellung, deren visueller Eindruck den Mangel an statistischer Analyse überdeckte. (Abb. 3) Da es schwierig war, an Informationen über Angehörige der asylierten Personen heranzukommen, heuerte das ERO eine Gruppe wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen an, die entsprechende Daten in Feldforschung zusammentrugen.⁶²

Deutsche Rassenhygieniker blickten neidvoll auf die amerikanische Institution; sie gingen aber auch davon aus, dass man analoge Projekte sehr viel konsequenter und umfassender angehen müsse und auch könne. Schließlich verfügte Deutschland über ein flächendeckendes Personenstandswesen, das nur in der richtigen Weise weiterentwickelt werden musste – Crzelltzers Plan für den Ausbau der Familienstammbücher war ein Beispiel dafür. Auch Max von Gruber, einer der führenden Köpfe der Gesellschaft für Rassenhygiene, forderte, dass „eine Qualitäts-, Morbiditäts- und Mortalitäts-Statistik der Familien“ an die Stelle einer Bevölkerungsstatistik treten müsse, die durch einen „einseitigen gänzlich unorganischen Individualismus“ geprägt sei. Eine „organische“ Perspektive beinhaltete, das Volk „nicht bloß [als] eine Summe gleichzeitig lebender Individuen“ zu verstehen, sondern als „Summe der aufeinander folgenden, durch die Bande der Vererbung aufs engste aneinander gehefteten Generationen;“ es musste als ein Verband von „Familienstämmen“ sichtbar werden, „die nach Art, Wertigkeit und Lebensfähigkeit recht verschieden sein können und tatsächlich nur allzu verschieden sind.“⁶³ Grubers Vision lief auf ein „gesellschaftsbiologisches“ Ge-

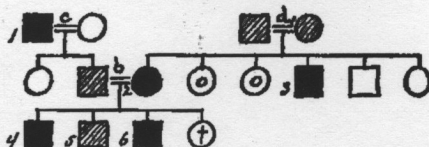
60 Davenport, Charles B.: The Family-History Book. ERO Bulletin Nr. 7. Cold Spring Harbour 1912. S. 13.

61 Rosanoff, Aron J. u. Florence I. Orr: A Study of Heredity of Insanity in the Light of the Mendelian Theory. ERO Bulletin Nr. 5. Cold Spring Harbour 1911.

62 Bix, Amy Sue: Experiences and Voices of Eugenics Field-Workers. ‚Women’s Work‘ in Biology. In: Social Studies of Science 27 (1997). S. 625–668.

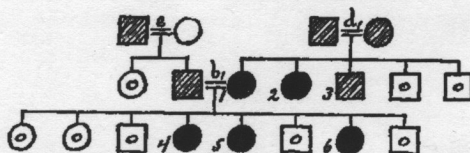
63 Gruber, Max von: Organisation der Forschung und Sammlung von Materialien über die Entartungsfrage. In: Concordia. Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt 11 (1910). S. 225–228, hier S. 225–226.

CHART XXIII. E. B. CASE NO. 7101.



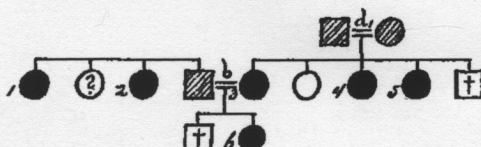
1. Senile deterioration.
2. Subject to "fits of paralysis," had one the day of the funeral (hysteria?).
3. Very alcoholic.
4. Was insane for sixteen years, died in State hospital.
5. Son had convulsions in childhood.
6. Allied to manic-depressive insanity, in State hospital.

CHART XXIV. J. M. CASE NO. 6426.



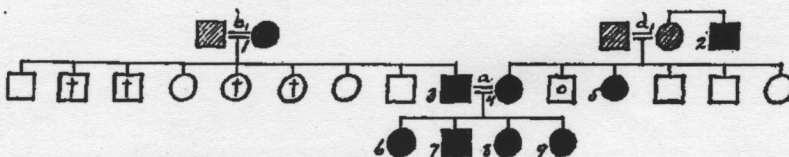
1. Was insane six months at menopause, depressed, "religious mania," recovered.
2. Had severe blue spells during menopause; daughter was treated for "nerves" at the age of 14 years.
3. Daughter had "nervous trouble," was under physician's care, recovered.
4. Quick tempered.
5. Dementia præcox, catatonic, in State hospital.
6. Nervous, fidgety, was "near collapse" and had to be sent away for two weeks about one year ago.

CHART XXV. E. H. CASE NO. 7253.



1. Nervous, fidgety.
2. Insane at menopause for one year, recovered, was in sanitarium.
3. Shallow woman, inferior intelligence, alcoholic, smokes.
4. Nervous, fidgety, treated by physician for "neurasthenia"; has eccentric, alcoholic son.
5. Shallow, frivolous woman, nervous, fidgety, easily excited.
6. Hysterical psychosis, in State hospital.

CHART XXVI. J. T. S. CASE NO. 7273.



1. Ugly tempered at times, said to have been addicted to opium.
2. Insane before death; four out of seven children had manic-depressive insanity.
3. Senile dementia, ugly at times.
4. Odd, nervous temperament, easily excited.
5. Insane twice, very disturbed, recovered each time.
6. Nervous temperament, excitable.
7. Has been very nervous and melancholy for last two years.
8. Manic-depressive insanity, in State hospital.
9. Had nervous breakdown, hypochondriacal; son nervous.

Abb. 3: Serielle „pedigrees“ des Eugenic Records Office, 1911.

(Quelle: Rosanoff, Aron J. u. Florence I. Orr: A Study of Heredity of Insanity in the Light of the Mendelian Theory. ERO Bulletin Nr. 5. Cold Spring Harbour 1911, hier S. 243.)

sambild hinaus, in dem Tendenzen der Auslese und Vermischung von „Erbstämmen“ sichtbar wurden. Konsequenter hätte dies bedeutet, das gesamte öffentliche Personenstandswesen so umzubauen, dass jedes Individuum jeweils mit seinem gesamten Verwandtschaftskreis in Beziehung gesetzt werden konnte. Konkret forderte er indessen die Sammlung von Ahnen- und Sippschaftstafeln „in größtem Umfang [...] und mit den erforderlichen biologischen Angaben“, ohne zu präzisieren, auf welche Art dies geschehen sollte. Da er die Leipziger Zentralstelle nur als potentiellen Sammelpunkt für „rein genealogische Bestrebungen“ nannte, ging er offenbar davon aus, dass eine ganz neue Organisationsform nötig war.

Die Idee einer wie auch immer gestalteten nationalen Sammelstelle genealogisch-biologischer Ausrichtung wurde in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg häufiger geäußert, ohne dass die genaue Arbeitsweise eines solchen Projekts genauer umrissen wurde. Robert Sommer propagierte im Gefolge seines zweiten Gießener Kurses ein „Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre“.⁶⁴ Während auf den gemeinsamen Kursen stets der disziplinübergreifende Charakter der Genealogie betont worden war, stand dieser Plan ganz im Zeichen von Sommers professionellen Interessen. Er hatte zunächst einen psychiatrischen Ausbau des Reichsgesundheitsamtes vorgeschlagen, der auch eine Abteilung für „Vererbungslehre und psychische Hygiene“ umfasste. Nachdem dieser Ansatz sich als schwer realisierbar erwies, bemühte sich Sommer um die Gründung einer derartigen Stelle im Rahmen der gerade entstehenden Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft; 1913 hegte er zeitweilig Hoffnungen, dass sie als humanbiologische Abteilung des noch nicht klar konzipierten Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie entstehen könne.⁶⁵ Es blieb unklar, ob diese Einrichtung ein umfassendes nationales Kataster für mutmaßlich erbliche Geisteskrankheiten, ein Sammelpunkt für bestimmte in Anstalten untersuchte Fälle oder ein Forschungsbüro sein sollte, das stichprobenartige Familienuntersuchungen durchführte. Eine hilfreiche Mitwirkung von Amateurgenealogen, wie sie aus den Reihen der Zentralstelle angeboten wurde,⁶⁶ war bei der speziellen Ausrichtung wenig wahrscheinlich. Der Gedanke einer hybriden Forschungsinstitution wurde nie verwirklicht. Dasselbe galt für den Versuch, die „wissenschaftliche Genealogie“ ansatzweise in der universitären Lehre zu verankern. Sommer verfolgte

⁶⁴ Sommer, Robert: Ein Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre. In: *Die Grenzboten* 71 (1912). S. 559–564.

⁶⁵ Vgl. Schriftwechsel Sommer mit J. Schwalbe, 31.3.–29.4.1913. Universitätsarchiv Gießen. NL Sommer, Nr. 65.

⁶⁶ Breyman, Hans: Über die Notwendigkeit eines Zusammengehens von Genealogen und Medizinern in der Familienforschung. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 9 (1912). S. 18–29, hier S. 21.

dieses Projekt kurzzeitig gemeinsam mit dem umtriebigen Leipziger Historiker Karl Lamprecht, der stets großes Interesse für Aktivitäten an den Rändern seines Faches aufbrachte.⁶⁷ Eine außerordentliche Professur für das Grenzgebiet zwischen historischer und biologischer Genealogie konnte Lamprecht freilich nicht durchsetzen.

Das Scheitern des Ansatzes einer gleichberechtigten Verbindung von historisch-genealogischer und eugenisch-medizinischer Familienforschung war unausweichlich. Seit Beginn dieser Liaison war das eugenische Moment, das heißt das Interesse an Fragen der Vererbung insbesondere von Krankheiten, das dominierende – oder zumindest jenes, das sich eher in ein konkretes Forschungsprogramm übersetzen ließ als der schillernde lorenzische Gedanke einer genealogischen Universalwissenschaft. Als sich die rassenhygienische Bewegung in der Weimarer Republik verstärkt um die Schaffung eigener Forschungsinstitutionen bemühte, wurden Vertreter der Leipziger Zentralstelle teilweise weiterhin mit einbezogen.⁶⁸ Das Projekt einer genealogischen Sammelstelle wurde in dieser Zeit tatsächlich realisiert, jedoch auf eine ganz andere Weise, als es sich die Anhänger einer hybriden Familienforschung vorgestellt hatten. An der 1917 in München gegründeten Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie baute der Psychiater Ernst Rüdin eine „Abteilung für Genealogie und Demographie“ auf, deren ursprüngliches Ziel der Nachweis mendelgenetischer Vererbungsmuster bei psychischen Krankheiten war. Unter maßgeblichem Einfluss von Weinberg hatte Rüdin eine Methode entwickelt, die auf der genauen Erfassung der Geschwister und Eltern einer möglichst großen Anzahl von Patienten beruhte. Es gehörte zu den von Weinberg etablierten populationsgenetischen Grundsätzen, dass man die rezessive Vererbung eines Merkmals nicht anhand der empirischen Zahlenverhältnisse nachweisen konnte, da ein großer Teil der merkmalstragenden Familien ohne manifeste Fälle blieb. Der Kern der Methode bestand daher in der Anwendung statistischer Korrekturen, welche die irreführende Illusion der bloßen Anschauung berichtigten. 1916 wandte Rüdin dieses Instrumentarium auf das Krankheitsbild der *Dementia praecox* (Schizophrenie) an – und kam auf Zahlenverhältnisse, die sehr viel niedriger waren, als es seiner Hypothese einer einfach rezessiven Vererbung entsprochen hätte.⁶⁹ Als radikaler Rassenhygieniker ließ sich Rüdin hierdurch nicht von der Überzeugung abbringen, dass Geistes-

⁶⁷ Schriftwechsel Sommer mit K. Lamprecht, 5.3.–2.7.1912. Universitätsarchiv Gießen. NL Sommer, Nr. 64.

⁶⁸ Weingart, Peter, Jürgen Kroll u. Kurt Bayertz: *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt/M. 1992. S. 241.

⁶⁹ Rüdin, Ernst: *Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen*. Bd. 1: *Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia Praecox*. Berlin 1916.

krankheiten im Wesentlichen Erbkrankheiten und daher durch die Ausschaltung ihrer Überträger von der Fortpflanzung zu bekämpfen waren. Die weiteren Arbeiten seiner Abteilung zielten aber nicht mehr auf die Erkennung mendelscher Erbgänge ab – die genetischen Verhältnisse waren dafür offenbar viel zu komplex – sondern auf die Ermittlung statistischer Wahrscheinlichkeiten einer Vererbung von manifesten Trägern.

In Rüdins Ansatz schrumpfte die genealogische Tiefe auf ein statistisches Verhältnis von zwei Generationen zusammen. Viele Arbeiten seiner Abteilung bestanden sogar aus rein medizinischstatistischen Erhebungen über die Verbreitung pathologischer Merkmale in einer lebenden Bevölkerung – auch dies entsprach einer Idee Weinbergs, für den belastbare Aussagen über Erblichkeit nur möglich wurden, wenn die absolute Häufigkeit des fraglichen Merkmals genau bekannt war.⁷⁰ In Rüdins Programm war kein Platz für das bunte Nebeneinander verschiedener Eigenschaften, wie es etwa in Sommers charakterologischen Erzählungen oder den „polymorphen“ Stammbäumen anderer Psychiater zu sehen war. Es hatte auch keinen Bedarf an der Zuarbeit eifriger Privatforscher, die Informationen aus der Tiefe lokaler Archive zutage förderten, sondern setzte auf die direkte Untersuchung aller statistisch erfassten Personen durch spezialisierte Kräfte. Rüdin baute so ein Erbachiv auf, das genau den Bedürfnissen des NS-Staates entsprach, dem er mit aller Entschlossenheit dienen sollte. Es war eine Kartei zur Erkennung jener vermeintlich „belasteten“ Risikopersonen, denen der rassenhygienische Maßnahmenstaat den Krieg erklärte.

Ausblick: Totale Genealogie

Die Durchsetzung dieses Ansatzes bedeutete jedoch nicht das Ende jenes Konzeptes von Genealogie, das auf ein möglichst tiefes Eindringen in die Ahnenreihen abzielte. Es wurde sogar in einer Konsequenz weiterentwickelt, deren Radikalität die Pioniere der „wissenschaftlichen Genealogie“ verblüfft hätte. Ende der 1920er Jahre begann unter Beteiligung aller führenden Köpfe der deutschen Rassenhygiene das Programm einer „rassenkundlichen“ Großuntersuchung Deutschlands, das auf Feldstudien in einige ländlichen Gebieten aufbauten.⁷¹ Viele dieser

⁷⁰ Brugger, Conrad: Die Bedeutung einer vollständigen Gebrechlichen-Zählung für die menschliche Erbforschung. In: Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 62 (1932). S. 181–188.

⁷¹ Zum Aufbau des Projekts vgl. Schmuhl, Hans-Walter: Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945. Göttingen 2005. S. 114–119.

Einzelstudien beschränkten sich nicht auf die physische Vermessung und „rassische“ Klassifizierung ganzer Dorfbevölkerungen, sie verarbeiteten auch das gesamte genealogische Material zu diesen Bevölkerungen bis in das 17. Jahrhundert. Der Ansatz wurde unter dem Titel „Bevölkerungsbiologie“ von dem Hamburger Anthropologen Walter Scheidt entwickelt. Scheidt führte die bei Lorenz angelegte Idee zu Ende, ein komplettes Wissen über die Genealogie von Personen oder ganzen Bevölkerungen zeige die Prozesse der Bildung von Gruppen oder „Rassen“. In seinen Dorfuntersuchungen ging es darum, den gesamten historischen „Ausleseprozess“ einer Bevölkerung zu verfolgen, den Auf- und Abstieg der führenden Familien, die generativen Verhältnisse sozialer Gruppen und die Auswirkungen von Zu- und Abwanderung.⁷² Scheidt reichte es nicht aus, dass durch eigene und fremde Arbeit eine Reihe derartiger Stichprobenuntersuchungen entstanden. Er war sendungsbewusst genug, die megalomane Vision eines „bevölkerungsbiologischen Reichsarchivs“ zu formulieren, in dem die genealogischen Informationen für ganz Deutschland so gespeichert wurden, dass für jede Person jederzeit ein umfassendes Abstammungsprofil erstellt werden konnte.⁷³ Scheidt dachte sich sein Archiv als rassenhygienische Zentralbehörde, die Aufbauarbeit sollte indessen durch ein Heer genealogischer Hilfsarbeiter geleistet werden. Selbst im NS-Staat hatte ein so ehrgeiziger Plan wenig Chancen auf Verwirklichung. Der Plan einer totalen „Bevölkerungsbiologie“ wurde jedoch in anderer Form tatsächlich in Angriff genommen. Der Reichsnährstand begann Ende der 1930er Jahre zusammen mit dem NS-Lehrerbund und dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP mit dem Projekt, die genealogischen Quellen für jedes deutsche Dorf nach der von Scheidt entwickelten Methode in ein Kartensystem zu überführen und die Ergebnisse in Form von „Dorfsippenbüchern“ zu publizieren.⁷⁴ Kriegsbedingt wurden, trotz der Mitarbeit vieler Bauernfunktionäre, Lehrer, Hobbygenealogen und Studenten, nur wenige dieser Bücher fertiggestellt. Nach dem Krieg entstanden aber, auf gleicher methodologischer Grundlage, zahlreiche

72 Scheidt, Walter u. Hinrich Wriede: *Die Elbinsel Finkenwärder*. München 1927. Zu Scheidts Ansatz vgl. Gausemeier, Bernd: Walter Scheidt und die „Bevölkerungsbiologie“. Ein Beitrag zur Geschichte der „Rassenbiologie“ in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. Unveröff. M.A.-Arbeit. FB Geschichtswissenschaften der FU Berlin 1998, hier bes. S. 35–49; ferner Schlumbohm, Jürgen: *Family Reconstitution before Family Reconstitution. Historical Demography in the Context of Racial Science and Racial Policy*. *Annales de Démographie Historique* 136 (2018). S. 213–247, hier S. 216 f.

73 Scheidt, Walter: *Ein bevölkerungsbiologisches Reichsarchiv*. *Allgemeines statistisches Archiv* 22 (1932). S. 561–568.

74 Klenck, Willy u. Ernst Kopf: *Deutsche Volkssippenkunde*. Berlin 1937. Zum Dorfsippenbuch-Projekt vgl. Gausemeier, Walter Scheidt (wie Anm. 72), S. 82–94; Schlumbohm, *Family Reconstitution* (wie Anm. 72), S. 219 f.

weitere „Ortssippenbücher“ bzw. „Ortsfamilienbücher“. Sie wurden zum bevorzugten Material einer statistisch vorgehenden historischen Demographie, welche die Bevölkerungsentwicklung nicht mehr als rein biologischen, sondern als sozialökonomisch bedingten Prozess auffasst.⁷⁵ Die historische Herkunft dieser umfassenden genealogischen Quellensammlung aus dem Geist der Rassenbiologie ist heute nicht mehr sichtbar. Die Ansätze zu einer neuen Verbindung von genealogischer Materialerschließung und Genomik – die in Island zu einer kompletten elektronischen Verdatung der Abstammungsbeziehungen der Bevölkerung geführt hat –,⁷⁶ das Interesse der genetischen Medizin an Familien mit seltenen Krankheiten sowie die Entwicklung der DNA-Genealogie zu einem florierenden Geschäftsfeld weisen aber darauf hin, dass das Interesse an der Abstammung und die Wissenschaft der Vererbung weiterhin in einer engen Wechselbeziehung stehen – die durch neuartige Praktiken geprägt wird, aber auf alte Denkmuster zurückgeht.

75 Imhof, Arthur E.: Einführung in die Historische Demographie. München 1977. S. 20 f.

76 Pálsson, Gísli: The Web of Kin: An Online Genealogical Machine. In: Kinship and Beyond. The Genealogical Model Reconsidered. Hrsg. von Sandra Bamford u. James Leach. Oxford u. New York 2009. S. 84–110.

